

Montag, 25. Mai 2020

Die Kitas geschlossen, die Spielplätze gesperrt. Wie sichtbar da im Park auf einmal die kleinen Kinder waren! Kein Baumstumpf, auf dem nicht gerade ein Knirps krabbelte. Auf den Wiesen wurden erste Ballschüsse geübt, auf den Wegen die Balance auf dem Fahrrad bewiesen. Das hat mir gefallen. Es passte zu den frisch gepflanzten Bäumchen, die auch gerade zu Knospen anfangen. So viel Ungewisses haben die Kinder noch vor sich! Aber es beschwert sie nicht. Wenn da eine Hand ist, die sie hält in den wackligen Momenten, ein vertrautes Gesicht, Essen und Trinken alle Tage, dann ist die Welt für sie in Ordnung. Keine Zukunftsangst lähmt ihre Lebenslust. Mich dagegen hat die Angst vor dem, was noch kommen kann, ganz schön in den Klauen. Sie macht sich bemerkbar mal als dumpfer Druck auf dem Magen, mal als Enge in der Kehle, mal als Nebelgefühl im Kopf. Ein mieser Zustand. Er soll mich nicht beherrschen. Wie kann ich die Angst auf Abstand halten, frage ich mich und weiß nur die eine Antwort: Ich sollte zurückzufinden in die Haltung der Kinder. Jetzt leben im Vertrauen auf das, was heute da ist. Aber dazu gehört wohl der Mut zu einer Geborgenheit, die nicht so sichtbar ist wie die Mutter am Wegesrand. Wie das gehen kann, ahne ich, wenn ich an das alte Lied denke, das schon so viele Menschen getröstet hat. Es ist der 23. Psalm, in dem es heißt: *Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er weidet mich auf einer grünen Aue und führet mich zum frischen Wasser. Er erquicket meine Seele...*

Sicher haben die Menschen schon immer gewusst, dass sie sich ihr Frühstück selber machen müssen. Sie haben sich nicht eingebildet, Gott würde schon alles für sie richten. Aber sie wussten auch: Es gilt, die lähmende Angst auf Abstand zu halten. Es gilt, auf das zu sehen, was da ist: Essen und Trinken, Zuwendung und Orientierung – und zu vertrauen: *„Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürcht ich kein Unglück – denn du bist bei mir...“*

Es ist nicht einfach, umschwirrt von bedrohlichen Nachrichten, dahin zu finden, dass ich es spüren kann: Du bist bei mir, Gott, durch dich lebe ich. Aber ich ahne, was gemeint ist, wenn ich dem Lied vom Hirten nachdenke.

Dienstag, 26. Mai 2020

Es herrscht Stillstand im gewohnten Alltag. Nach ein paar Tagen fällt der Blick auf das verkramte Badezimmerschränkchen. Es wird aufgeräumt – all die nie benutzten Pröbchen, die längst vergessenen Tuben– weg damit. Und die Kiste mit dem überflüssigen Lockenstab, der irgendwann ausgemusterten Bürste – wozu das alles? Und so geht's weiter in die Küche, wo sich in hinteren Ecken nie benutzte Platten und Tupperdöschen türmen, zum Kleiderschrank, der sowieso entsetzlich voll ist. Und weil der Stillstand so lange dauert, wage ich mich schließlich auch an die Ordner, auf denen „Versicherung“, „Miete“, „Sonstiges“ steht – und in denen sich unendlich viel ungelesene Geschäftspost verbirgt. Überhaupt – diese Masse von aufgehobenen und nie gebrauchten Papieren! Ich bin doch erschrocken, was ich so alles um mich aufgetürmt und mitgeschleppt habe in den Jahren, in denen es keinen Stillstand in meinem Alltag gab. Und unwillkürlich denke ich: Ob das in meinem Kopf vielleicht genauso ist – oder im Herzen? Bin ich da auch so voll gepackt mit einem Haufen unnötigem Zeug? Aber was meine ich damit? Alte Geschichten voll Groll vielleicht, die ich mir immer wieder von vorn erzähle? Oder so ein bestimmter Stress, den ich mir immer weitermache, weil ich mich so sehr dran gewöhnt habe? Solche Sachen, vermute ich, die stauen sich in mir drin. Nur wie soll das gehen – innerlich aufräumen? Ich rätsele. Und dann fällt mir die schöne Geschichte aus dem Alten Testament ein vom Propheten Elia. Der hatte sehr viel geackert für Gottes Sache und war eines Tages einfach erledigt. Randvoll mit Enttäuschung, Bitterkeit, Müdigkeit. Er wusste nicht mehr weiter und rannte bloß noch weg. Nach einem Irrweg durch die Wüste kam er zum Berg Gottes und blieb stehen. Stand lange still. Sturm tobte in ihm und um ihn, aber endlich dann doch: Ruhe. Ein ganz leiser Hauch, der ihn berührte. Und Elia wusste: Jetzt ist's gut. Alles weggeblasen, was sich in mir angestaut hat. Jetzt ist wieder Raum für Gottes leisen Atem. Ja, denke ich: Ich kann's nicht selber machen, das innerliche Aufräumen. Ich kann es nur still in mir werden lassen – und dann geschieht's. Aber davor liegt ein schon ein gewisser Weg.

Mittwoch, 27. Mai 2020

„Wir müssen demütig sein miteinander“, sagte die Frau im Fernsehen. Ich staunte. Ging es doch um's Abstand halten in der Schlange vor dem Supermarkt. Da hätte ich wohl eher ‚rücksichtsvoll‘ gesagt. Aber sie gebrauchte das Wort „demütig“ - und so verkehrt fand ich das dann gar nicht. Demütig – ich höre da raus: Auch mal zurücktreten, dem andern seinen Raum lassen.... Diesen Vorteil hat das Abstand halten auf der Straße ja: Man nimmt sich gegenseitig wahr. In der Zeit vor Corona hatte ich schon manchmal das Gefühl, dass Viele gar nicht merken, dass sie nicht die einzigen Menschen auf der Welt sind so, wie sie schubsend durch die Gegend gerannt sind. Das ist jetzt anders. Auch ich bin aufmerksamer für das Dasein der andern auf der Straße. Nur zu Hause, heißt es, wo sich Viele jetzt wochenlang auf der Pelle hockten, wurde es schwierig. Die Unordnung im Bad, der Krach im Kinderzimmer, eine Meinungs-verschiedenheit zum Mundschutz – was auch immer: Schnell fallen allzu scharfe Worte. Oder man fängt an, sich viel zu sehr umeinander zu kümmern: Du solltest mal... Hast du endlich? Komm, ich schneide dir die Haare, sieht ja furchtbar aus... Es muss nicht gleich häusliche Gewalt sein. Es reicht ja schon, dass man einfach zu viel voneinander will und zu wenig aufeinander achtgibt. Es passiert ja nicht nur in Corona-Zeiten, dass gerade diejenigen schnell aneinandergeraten, die sich nah sind. Wär's nicht gut, wenn wir auch zu Hause demütig miteinander sein könnten? Einen Schritt zurücktreten, dem andern Raum lassen, Abstand finden, gerade, wenn die Nerven blank liegen? Wenn ich selbst mal wieder so weit bin, dass ich mich über meine Liebsten zu sehr aufrege, dann denke ich an einen eigenartigen Satz aus der Bibel, den der Königssohn Jonathan zu seinem Freund, dem künftigen König David sagt: „Der Herr sei zwischen dir und mir.“ Gott sei zwischen uns – und kein Falsch, will Jonathan sagen. Aber ich höre in diesem „zwischen uns“ doch mit: So nah wir uns auch sind, übereinander verfügen werden wir nicht. Werden uns auch nicht gegenseitig als Blitzableiter benutzen. Es gibt da so einen Zwischenraum, der Gott gehört – und der uns davor schützen mag, einander zu bedrängen.

Donnerstag, 28. Mai 2020

Was ist wirklich wichtig im Leben? Oft wurde das in den Wochen der Krise gefragt. Und ja, ich habe auch drüber nachgedacht. Was ist wirklich wichtig im Leben? Dass wir einander brauchen?

Bestimmt. Die Gesundheit? Gewiss. Doch es geht in dieser Corona-Zeit ja gar nicht bloß allgemein um Gesundheit. Es geht vielmehr genau darum, dass uns die Atemwege erhalten bleiben. Sollte ich da nicht sagen: Das Allerwichtigste im Leben ist der Atem?

Muss man darüber nachdenken? Es versteht sich doch von selbst: Ohne Atem kein Leben. Aber dann ist dieses Selbstverständliche doch etwas sehr Wunderbares und gar nicht so leicht zu verstehen. Schließlich bedeutet Leben ja nicht nur, dass Sauerstoff in die Lunge und ins Blut kommt. Es bedeutet auch, dass da ein Mensch ist, der fühlt und denkt und liebt und leidet – alles auf seine eigene einzigartige Weise. Körper und Seele lassen sich nicht voneinander trennen. Beide brauchen den Atem. Als Medium des Lebens ist er auch das Medium des Geistes. Darum gibt es in vielen Sprachen für Geist und Wind und Atem das gleiche Wort: ruach heißt es in der biblischen Ursprache, spiritus im Lateinischen, woher dann auch der Begriff „Spiritualität“ kommt. Der Atem, ohne den kein Leben sein kann, ist mit Gott verbunden, der alles Leben schafft und erhält. So wird in der Schöpfungsgeschichte der Bibel ja auch erzählt, wie der Mensch erschaffen wird, indem Gott ihn aus Erde formt und dann mit seinem Atem anhaucht. Wir sollen verstehen: Es ist sein Atem, der uns beseelt. Mit jedem Atemzug ist unsere menschliche Lebenskraft verbunden mit der göttlichen Schöpfungskraft. Wir finden's selbstverständlich, solange unsere Lungen nur brav arbeiten. Aber was ist mit der Seele? Atmet die auch frei – oder ist sie nicht oft ein bisschen erstickt unter all den Ängsten und Mühen, die wir uns machen? Am Leben sein bedeutet ja nicht immer: wirklich lebendig sein im Kopf und im Herzen. Versprochen ist uns aber, dass Gottes Geistatem unter uns gegenwärtig bleibt, immer wieder Kraft und Mut und Freiheit schenkt – neue Lebendigkeit. Pfingsten ist das Fest des Lebensatem, den wir in diesem Jahr ganz besonders herbeisehnen.

Freitag, 29. Mai 2020

Pfingsten ist das Fest des Heiligen Geistes. Aber was mag das sein: der Heilige Geist? Die Frage ging an Kinder und sie vermuteten: Vielleicht ist er wie ein Gespenst, das auf die Menschen aufpasst. Nun ist Pfingsten kein Gespensterfest, aber die Idee mit dem Aufpassen ist nicht verkehrt. Jedenfalls ist der Heilige Geist eine Kraft, die dafür sorgt, dass nicht immer alles schief läuft zwischen den Menschen. Wo er fehlt, macht sich schnell ein gespenstischer Ungeist breit. Meisterhaft hat Juli Zeh davon erzählt in ihrem Roman über das zerrissene Dorf Unterleuten. Die Verfilmung war ja noch kurz vor Corona als Dreiteiler im Fernsehen zu sehen. Sehr schön leuchtet da der Himmel über die Brandenburger Felder. Weite und Frieden atmet die Natur. Bloß in den Herzen der Dorfbewohner herrscht weder Weite noch Frieden. Die Alteingesessenen haben alte Rechnungen offen. In unversöhnlichem Misstrauen gegeneinander verharren der Sohn vom ehemaligen Großbauern und der längst alt gewordene damalige Jung-Kommunist. Und die aus Berlin Hinzugezogenen sind so verbissen mit ihrem eigenen Traum vom richtigen Leben befasst, dass sie überhaupt nichts kapieren und nur noch mehr Unheil anrichten. Keiner ist wirklich böse, aber jede und jeder im eigenen Blickwinkel gefangen. Die eigene Kränkung, der eigene Ehrgeiz verstellen jede Chance, dass sich die Knoten im Miteinander jemals lösen könnten. Am Ende sind sie alle Verlierer. Dabei hätte doch gar nicht so viel gefehlt, ein bisschen weniger Misstrauen, weniger Rechthaberei, mehr Offenheit füreinander – es hätte so schlimm nicht kommen müssen. Aber da weht kein befreiender Geist, das Pfingstwunder bleibt aus. Mich hat's traurig gemacht, aber ich fand es auch gut: dieses unbarmherzige Ausbleiben eines Happy Ends. Im wirklichen Leben bleibt es ja auch öfter aus. Aber es muss nicht ausbleiben – das, denke ich, feiern wir zu Pfingsten. Es ist schon möglich, dass ich nicht für immer eingesperrt bleibe in meinen eigenen Blickwinkeln, meinen Interessen, meiner Kränkung. Möglich, dass ich es doch verstehen kann, wie das Leben aus der Warte des andern aussieht und dass sich mein versöhntes Herz dann vielleicht weit und friedlich anfühlt wie der Frühlingshimmel über Brandenburg. Darum bitten wir, wenn wir um den Heiligen Geist bitten.

Sonnabend, 30.5.2020

„Und als der Tag der Pfingsten erfüllt war, waren sie alle beieinander an *einem* Ort.“¹ So beginnt in der Bibel die Erzählung vom Geistwunder. Zuvor hatten sich die Männer und Frauen, die an Jesus glaubten, offenbar ein wenig zerstreut, ratlos, wie sie waren. Sie wussten ja nicht, wie es weitergehen sollte jetzt, wo ihr großer Freund und Lehrer nicht mehr den Weg vorgab. Aber zum Tag des Wochenfestes in Jerusalem kamen sie doch alle wieder zusammen. Und als sie da so in der Runde saßen, geschah es, so wird berichtet, dass ein gewaltiges Windbrausen das Haus erfüllte. Weggeblasen wurde der Nebel in ihren Köpfen. Die müde Ungewissheit wich einer großen Klarheit. Es gab kein Stocken und Bremsen im Gespräch. Sie befeuerten sich gegenseitig und waren sich einig: Wir werden gemeinsam weitergehen, werden eine Jesusbewegung sein. Keiner war mit dem Plan gekommen. Es war der Geist Gottes, der zwischen ihnen wirkte, als sie zusammen waren an einem Ort.

Ob der Heilige Geist sie wohl auch ergriffen hätte, wenn sie sich damals schon zu einer Videokonferenz zusammengedrückt hätten? Das frage ich mich in diesem besonderen Jahr, in dem wir nun lange schon nicht einfach zusammenkommen dürfen am selben Ort und stattdessen jede Menge Erfahrungen gemacht haben mit virtuellen Zusammenkünften. Da geht ja fast alles, haben wir staunend erlebt: Große Konferenzen, Schulunterricht, Yogagruppe, Chorprobe, Geburtstagsmeeting, auch Gottesdienst und selbst Meditation. Und Viele haben erfahren, wie das auch tröstlich war, stärkend, klärend, belebend. Alles Eigenschaften, die zum Heiligen Geist gehören, der wohl auch durch's Netz seine Wege findet, wenn wir das Gespräch suchen und uns aus unsern Wohnzimmern zuwinken. Manche sind ganz begeistert von diesem digitalen Durchbruch, der ja auch recht bequem ist, weil er so viele Wege erspart.

Aber ich denke, ich bin nicht die Einzige, die deutlich spürt, dass etwas Wesentliches fehlt, wenn ich die andern nur auf dem Bildschirm sehe und durch den Lautsprecher höre. Was ist es? Was ist anders zwischen uns, wenn wir zusammen an einem Ort sind, zusammen in einem Raum atmen? Es lässt sich schwer sagen, aber gewiss spüren.

¹ Apostelgeschichte des Lukas Kap. 2, Vers 1